

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 18

Artikel: Auf den Spuren der Inkas [Schluss]

Autor: H.Z.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sie sich verloben sollte und jemand lieben sollte, so mußte sie doch einmal damit anfangen. Tante Ursula seufzte.

„Bleib, aber halte die Grenze inne“, sagte sie und wälzte dadurch jede Verantwortung auf Susanna. Sie stand schon wieder neben Jean de Clermont. War sie wirklich in ihrem Bemühen, ihm zu gefallen, zu weit gegangen? Sicher hatte sie aber erreicht, was sie gewollt. Sie gefiel, und weil sie den vielen gefiel, entzückte sie den einzelnen. Sie fühlte es, daß er von ihr entzückt war. Triumphierend legte sie ihre Hand in die Jeans, der sich verneigte, sie zum Tanz zu holen.

Es war schon dunkel, und die Sterne glänzten über den stahlblauen Schneefeldern, als die dreißig Schlitten heimwärts führten und in der Nacht dahinglitten wie fliegende Schatten.

Susanna saß halbträumend im letzten Schlitten und hörte das Schellen und Klingeln wie eine ferne, fröhliche Musik. Ihr klangen die sehnsüchtigen Walzer nach und die kindlich hüpfenden Rhythmen des Schottisch.

Ein Wirrwarr von Gedanken erfüllte sie. Die ganze Welt und sie selbst schienen ihr anders geworden zu sein. Alles lockte und berauschte sie, daß sie die Nacht hindurch hätte tanzen, fliegen mögen. Sie war die Schönste gewesen. Eine Fürstin der Schönheit, hatte Jean ihr ins Ohr geflüstert, eine Beherrscherin, eine Siegerin. Stürmisch klopfte ihr Herz vor Freude und Stolz. Sie wußte es, und alle hatten es gesehen, und er selbst hatte es ihr zugeflüstert, sie war geliebt. Der Schönste, der Glanzvollste, der Vornehmste aller der Offiziere begehrte sie. Sie hätte jauchzen, jubeln mögen.

Sie lachte in die Winternacht hinaus. Sie warf die Pelzdecke zurück und hob die Arme, als müsse sie ihr Glück zu den Sternen heben, oder als wollte sie sie herunterholen, um die Brust des Mannes neben ihr zu schmücken.

Sie war anmutig und reizend. Jean de Clermont küßte sie, und der stolze Mund Susannas ließ sich küssen. —

Sie flüsterten in der Kütche zusammen und hatten einander im Stöcklein viel zu erzählen. Wo Berene sich zeigte, da waren die roten Franzosen hinter ihr her und wetteiferten, ihr das Wasser vom Brunnen den Rain hinauf zu tragen, oder ihr das Holz vom Boden zu holen, oder den Torf heraufzuschaffen, oder das Seil auf der Laube zu befestigen, wenn Wäsche war. Die zwei Soldaten hatten sich totlachen wollen ob den beiden, die dort an der Wand hingen und deren Gefühle sich kreuzten wie zwei feindliche Klingen.

Nun wäre es aber falsch zu denken, daß die zwei Elsässer der Berene etwa um ihres stolzen Ganges oder ihrer schönen Augen willen so treulich nachließen. Da hätten sie wohl noch mehr gelacht, als um der beiden papiernen Männer willen, wenn man ihnen das zugemutet hätte. Auch waren sie pflichtgetreue Leute und hätten um einer alten, dünnen Jungfer willen Frau und Kinder daheim nicht vergessen. Aber die Berene hatte die Speisekammer unter sich, und auf ein Wurstende, einen Hühnerflügel oder ein Stück Kuchen kam es ihr nicht an, ebensowenig wie ihrer Herrin, so sparsam sie sonst war.

Und so fanden denn die Soldaten jedesmal nach einem Liebesdienst einen gefüllten Teller auf dem Küchentisch und ein Glas Wein daneben. Berene stand mit in die Hüften

gestützten Armen dabei und freute sich an dem erstaunlichen Hunger der beiden.

„Und“, sagte sie zu dem blonden Soldaten, der eben wieder am Küchentisch saß und ein Stück Braten auf seiner Gabel wie ein Fuder Heu einschob, „habt Ihr unser Fräulein wieder mit Herrn de Clermont spazieren sehen?“ Ihre Nase schnüffelte wie die einer Maus, die ein Stück schön angebratetes Speck riecht.

„Und ob“, sagte er, „das ist nicht schwer. Wie gestern stampft er in seiner Uniform über den Schnee zum Wäldchen hinauf, und sie kommt in ihrem grünen oder blauen Kleid — was weiß ich, wie die Stadtmamsellen zu der Farbe sagen — hinter ihm drein. Und da soll unsereins nichts merken. Nundiedie.“

Berene fragte: „Lügt Ihr auch nicht, Wetterlé?“ Sie bekam keine Antwort. Wetterlé leerte seinen Teller aus wie eine naschhafte Ratze.

„Es ist Zeit, daß die Verlobung ans schwarze Brett kommt, ehe die bösen Mäuler sie mit Trompetenblasen verkünden.“

„Was, Verlobung?“ lachte Wetterlé. „Dem Jean de Clermont seine? Pardie, wenn der sich jedesmal verloben müßte, wenn er eine geküßt hat...“

„Was sagt Ihr“, schrie Berene. „So etwas sagt Ihr, wenn von unserm Fräulein Susanna die Rede ist? Das ist die Rechte, um sich von einem französischen Leichtfuß küsself zu lassen, das ist die Rechte. Unsern Herrn Doktor Bernhard hat sie verjagt mit ihrem kalten Herzen.“

„Eh, Mamsell Berene, den einen verjagt man und den andern küßt man, was ist da dabei? Den Jean mag sie besser.“ Aber Berene wehrte sich. Die Susanna gehörte zu Schwendts, und auf die Schwendts ließ sie nichts kommen.

„Euer leichtsinniges Weiberzeug in Frankreich mag sich mit Offizieren herumtreiben und nicht danach fragen, ob es Ernst gilt. Unser Fräulein hat die Verlobung im Sac, so sicher wie ich meinen Fingerhut.“ Sie zog einen messringenen Fingerhut von großem Umfang aus der Tasche und steckte ihn auf den Mittelfinger.

„Meinetwegen“, brummte Wetterlé. „Wenn die Mamsell Berene es besser weiß, mir kann's gleich sein. Wenn die Mamsell Berene uns nur nicht mit unserer heißen Liebe sitzen läßt“, scherzte er.

„Mit Eurer Freßliebe“, lachte sie. Und jetzt: „Allez, marsch, hinaus.“ Sie stieß den Soldaten kräftig gegen die Tür, und mit einer Kuhhand verschwand er.

„Dummes Geschwätz“, sagte Berene vor sich hin, öffnete aber vorsichtigerweise das Schießensterchen, denn sie wollte, was die Verlobungsgeschichte betraf, wissen, wie alles kam und sich ereignete, und duldette keine Lügen. Von der ersten Beichte Susannas nach der Schlittenfahrt war ihr kein Wort verloren gegangen. (Fortsetzung folgt.)

Auf den Spuren der Inkas.

(Schluß.)

Wiederum verirren sich die beiden in dem Sumpfgebiet. Doch sind sie zuerst nicht sehr darüber bekümmert, denn sie haben viele Vorräte bei sich, und in den Wäldern können Affen, mit einiger Gefahr auch Wildschweine gejagt werden.



Indianer auf der Jagd mit dem Blasrohr.

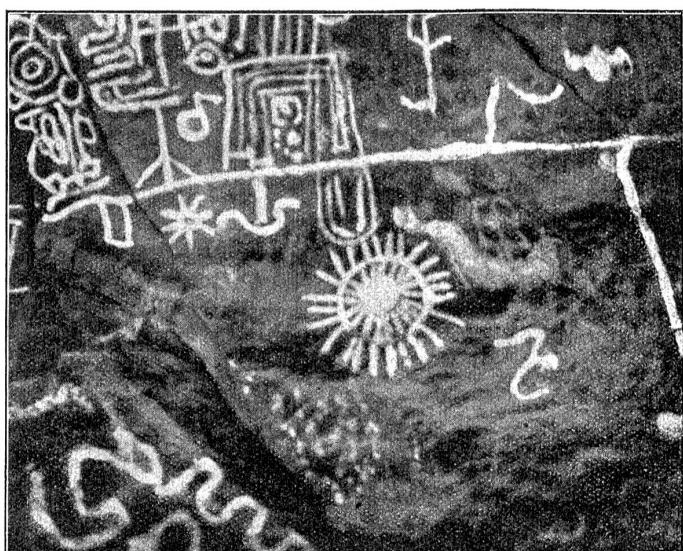
Auf einmal gewahren sie am Ufer ein indianisches Mädchen, das eben gebadet zu haben scheint. Misstrauisch nähern sich die Beiritter: so sehr sie einstens hoffen dürfen, auf den guten Weg gewiesen zu werden, so müssen sie doch noch andere Wilde in der Nähe vermuten, die sich vielleicht feindlich stellen könnten. Über das Mädchen erklärt, es sei allein. Es wurde bei einem Überfall auf sein Dorf von einem feindlichen Stamm geraubt und Hunderte von Kilometern weit verschleppt. Aber eines Tages gelang es ihm, seinem Herrn zu entkommen. Und nun sucht es seinem Stamm auf, ohne die geringsten Hilfsmittel lebend und sich ganz auf seinen Orientierungssinn verlassend, der bei den Waldbewohnern des Amazonas nicht schlechter ausgebildet zu sein scheint als derjenige unserer Tauben oder Bienen. Waffenlos hat es sich nur von Pflanzen und Früchten ernähren müssen; es ist schwach und fröhlich, Menschen anzutreffen, die ihm Fleischnahrung geben; gierig verschlingt es die Konserve und wird bald wieder kräftig.

Die Schwierigkeiten häufen sich so, daß die Freunde sich entschließen, die Entdeckung jener Gegenden mit den Viehzucht treibenden Indianern aufzugeben. Dem Mädchen stellen sie die Wahl: „Willst du mit uns an den Hauptstrom und nach der „Stadt“ Iquitos zurückkehren, oder willst du lieber deinen Weg in den Urwald weiter gehen?“ Es entschließt sich zum letzteren, denn es kennt das Schicksal der Indianerinnen,

die allein in den Städten der „Gringos“, der Weizen, hausen müssen. Mit einem Revolver, genügender Munition, Kleidern, Eßwaren, einem Kessel, Zündhölzchen und einem Machete bewaffnet, nimmt es Abschied von seinen Freunden. „Vielleicht haben wir ihr das Leben gerettet. Sicherlich hat sie es uns gerettet!“ So schließt Up de Graff seine Berichte, denen er noch ein kurzes Kapitel über die Heimreise beifügt.

Wenn er uns fesselnd von allerlei Abenteuern mit Tieren, Menschen und dem Urwald mit seinen unberechenbaren Flüssen berichtete, so daß wir sein Buch in einem Zuge lesen, so gestehen wir uns doch zuletzt ein, im Grunde genommen wenig über die Indianer vernommen zu haben. Aber Up de Graff will ja auch gar nicht als Wissenschaftler gelten.

Anders Nordenstjöld. Er bereiste das Gebiet der Nebenflüsse des Amazonenstromes mehrmals zu rein völkerkundlichen Zwecken, und berichtet über die in den Jahren 1913 unternommene Fahrt, die 2½ Jahre beanspruchte. Er forschte im Verein mit seiner Frau und einem Freunde, der dann allerdings um Weihnachten 1913 im bolivianischen Urwald ermordet wurde. Die von ihm durchstöberte Gegend liegt weiter im Süden, als jene, wo Up de Graff weilte: Rio Mamoré und Rio Guaporé fließen von Bolivien und Ostbrasiliens aus dem nördlich gelegenen Amazonenstrom zu. Nordenstjöld wußte von den unbekannten Indianerstämmen und traf, in der Absicht sie zu besuchen, auf die Ruinen der alten Inkas. Diese waren einst, als Cortez und Pizarro mit ihrer Schar von Abenteuern ins sagenhafte Gold- und Silberland vordrangen, die vornehmsten Träger indianischer Kultur, sie wohnten in gemauerten Städten und waren in ihren Sitten und Gebräuchen den Einwohnern Mexikos nicht unähnlich. Nordenstjöld fand verlassene, mehrstöckige Wohnstätten und Festungsmauern, hohe Dämme und zerfallene Paläste und nahm Pläne, Kreide und Photographien von ihnen auf. Aber er interessierte sich nicht nur um die Überreste der längst vernichteten Kultur, wir lernen in seinem Berichte die jetzt lebenden Indianer bis in die Einzelheiten ihrer Gedankenwelt kennen. Der Forscher weiß sich das Zutrauen der Naturkinder leicht durch Geschenke zu gewinnen. Wir sehen mit ihm, wie die Indianer ihre Toten unter irgenden Schalen begraben (damit sie den Lebenden nicht mehr schaden können, werden sie in Hockerstellung gebunden), wie sie sich aus Holz und Stein Lanzen, Pfeile, Messer und Beile machen und aus Fasern Tuch weben. Höhlenzeichnungen und die Ornamente auf Geweben und Töpfereien beweisen



Höhle mit Salszeichnungen.

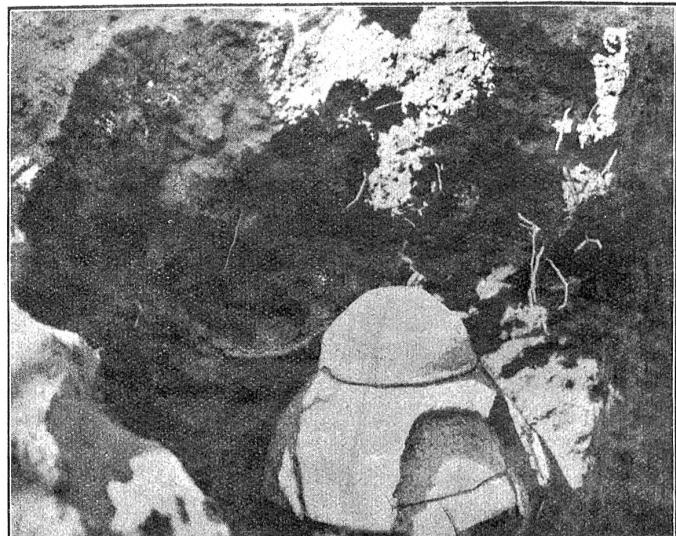
den Kunstsinn der Leute, die zum Teile noch völlig nackt umhergehen und Kleidungsstücke als Schmuck und mit Vorliebe auf dem Kopfe tragen. Die Huaniams kennen noch nicht einmal den Pfeilbogen, sie schießen mit dem Blasrohre und vergifteten Pfeilen. Ihre Gifte bereiten sie aus einer Lianenart, deren Saft wässriger ist als das Gift der schlimmsten Schlange. Merkwürdigerweise können Affen, die mit dem Blasrohr und Giftpfeilen erlegt wurden, ohne Gefahr für die Menschen werden. Auch ist es für den Jäger viel bequemer, mit dem Giftpfeile als mit der Flinte oder dem gewöhnlichen Pfeile Affen zu erlegen. Denn der mit einer Kugel getroffene Affe ringelt, wenn er sich mit den Händen und Füßen nicht mehr länger halten kann, mit seinem Schwanz um einen Ast und erstarrt. Der Jäger muß ihn dann mühselig und mit großer Gefahr — in den Wipfeln der Bäume wohnen allerlei Arten von gefährlichen und kriegerischen Inselten (Horneisse u. a. m.) — herunterholen. Wird jedoch die Beute mit dem Giftpfeile getroffen, so ergreift sie eine sofortige Lähmung, sie fällt wie eine reife Frucht vom Baume und kann am Boden zusammengesunken werden. Fast überall treiben die Indianer neben der Jagd noch Ackerbau, doch liegt diese ganz den Frauen ob. Da und dort betreiben die Männer das Geschäft des Tuchwebens, wobei sie sich als ebenso geschickte Meister im Erfinden von Verzierungen erweisen, wie die Frauen.

Das beste am Berichte Nordenskjölds sind die von ihm aufgezeichneten Märchen und Sagen der Indianer. Sie zeigen sich als Überreste einer totemistischen Periode in der Völkerentwicklung. Die Stämme, bzw. die Familien, hatten einen „Totem“ (d. h. so viel wie Stammvater, Gottheit), und das war in der Regel ein Tier. Den Stammesgliedern war es verboten, dieses Tier zu töten. Man nahm an, daß es den Stamm beschütze, und die Leute näherten sich nach ihm. Totem waren aber auch die Gestirne und selbst die Pflanzen. Die Märchen erinnern auch an die ehemals übliche Menschenfresserei, von der das Kopfjagen wahrscheinlich ein Überrest bedeutet.

Ein Indianer erzählte Nordenskjöld unter anderem folgende Geschichten, die der Forscher unmittelbar aufführte:

Ein Knabe und ein Mädchen waren hungrig und suchten etwas Eßbares. Sie kamen zum Feld der Sonne (männlichen Geschlechtes!). Dort nahmen sie Mais. Da schrie ein kleiner Papagei, der als Feldhüter bestellt war: „Da steht jemand Mais!“

Sonne (ein Mann) kam.. und die Kinder taten ihr leid. Sie wollte das Mädchen zur Frau haben. Aber die



Mit Schalen bedecktes Hockergrab.

Sonne war schon mit dem Jaguar (weiblichen Geschlechtes) verheiratet.

Das Mädchen blieb bei der Sonne. Eines Tages hatte es kein Gesicht und auch die Sonne bemalte. Da fragte der Jaguar (Weib der Sonne), woher es die Farbe habe. Das Mädchen zeigte auf die Motacupalme. Der Jaguar kletterte hinauf. Als er droben war, fiel die Sonne die Palme, sodaß der Jaguar herabfiel und zutode stürzte.

Nun nahm die Sonne das Mädchen zur Frau. Da kamen alle Verwandten des Jaguars, große und kleine. Des Jaguars Mutter sagte der Sonne: „Du hast meine Tochter getötet!“

„Nein, sie ist an einer Krankheit gestorben!“ erwiderte die Sonne.

Des Jaguars Mutter bat der Sonne ihre zweite Tochter zur Frau an. Aber die Sonne wollte sie nicht haben, weil sie schon ein Weib besaß.

Das Mädchen (die Frau der Sonne) schenkte der Sonne ein Kind. Es bekam jedoch Heimweh. Da sagte die Sonne, es könne heimgehen, sie würde vor dem Dorfe warten. Das Mädchen ging ins Dorf und traf alle seine Verwandten, Vater und Mutter.

„Das ist lange her, seit wir dich sahen, und du bist nun schon verheiratet und hast ein Kind“, sagten sie. Ihre Mutter nahm das Kind, legte es aber schnell weg. Es war sehr heiß, denn es war das Kind der Sonne.

Die Tochter wurde zornig, nahm das Kind und ging und kam nie wieder zurück. — — —

Es war einmal ein Mann, der kam zu einem Ehepaar und begehrte die Tochter zur Frau. Sie wollten sie ihm nicht geben, denn sie fürchteten, er werde sie schlagen. Er versprach, sie gut zu behandeln und niemals zu schlagen. Da gaben sie ihm die Tochter.

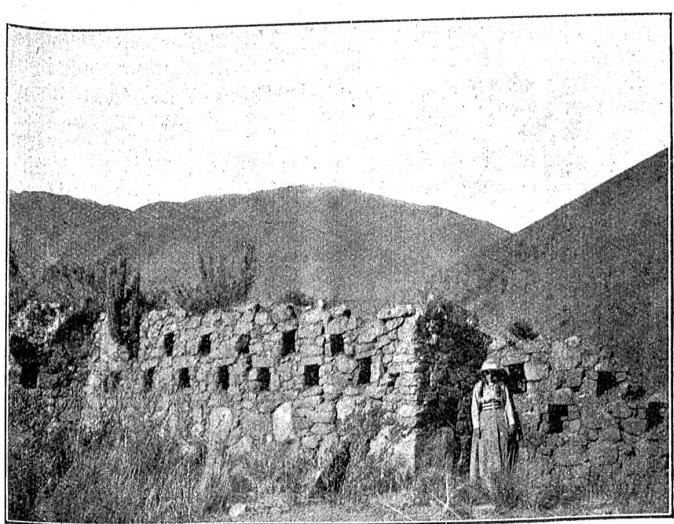
Eines Tages war er mit seiner Frau ausgegangen, um Paranüsse zu sammeln. Diese waren noch ganz frisch.

„Ich werde auf den Baum steigen“, sagte der Mann. „Du bleibst hier stehen, darfst aber nicht hinaussehen, sonst könnte ich herabfallen!“

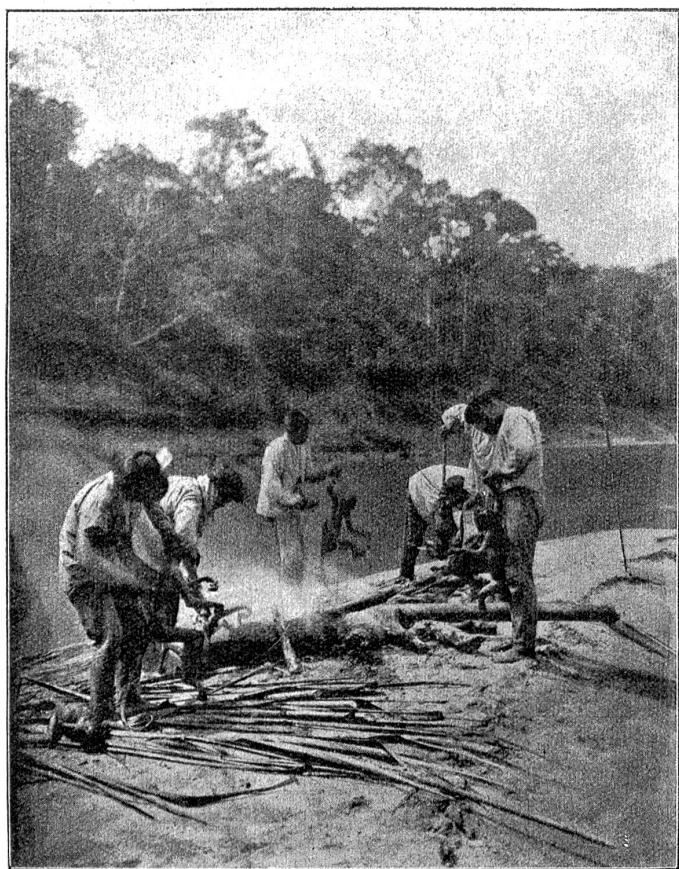
Er kletterte auf den Baum. Als er einige Früchte gesammelt hatte, fragte er: „Bist du da?“ „Ja!“ antwortete sie.

Da ließ er ihr die Paranüsse auf den Kopf fallen, so daß sie starb. Dann fraß er seine Frau auf.

Als er heimkam, jammerte er, was ihm für ein Unglück widerfahren sei, er habe seine Frau gewarnt, aber sie habe sich trotzdem unter den Baum gestellt, als



Ein Stück Ringmauer von Incallacta.



Indianer enthaaren Brüllaffen.

er die Parafrüchte hinab warf. Die Schwiegereltern gaben ihm ihre zweite Tochter zur Frau. — Es erging ihr, wie der ersten, und die Schwiegereltern gaben auch ihre dritte Tochter her.

Statt unter dem Baume zu warten, ging diese aber im Walde umher. Da fand sie die Gebeine ihrer Schwestern. Jetzt wußte sie, daß ihr Mann diese getötet hatte, lief davon und verbarg sich.

Er rief: „Bist du da?“

Keine Antwort. Mehrere Male rief er, aber er erhielt keine Antwort.

„Sie ist vielleicht davongelaufen, und ich wollte sie töten und auffressen!“ Nun fletterte er vom Baume herab. Da er sehr hungrig war, schnitt er sich die Waden ab und verzehrte sie, wurde aber nicht satt. Er schnitt sich den einen Schenkel ab, ward nicht satt. Nun schnitt er sich auch den anderen Schenkel ab, jetzt konnte er nicht mehr aufstehen. Da eilte seine Frau herzu und erschlug ihn mit einem Knüppel. — — — H. Z.

Die Bilder stammen aus den Werken: *Up de Graff bei den Kopfjägern des Amazonas*, Verlag Brockhaus, Leipzig, und *Nordenskiöld Forschungen und Abenteuer in Südamerika*, Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.

Ein Begräbnis.

Unsere grau-weiße Rache, „Möri“ genannt, hatte wieder einmal Junge zur Welt gebracht. Das Familienereignis voraussehend, hatten wir den traditionellen Korb mit alten Lappen im Keller bereitgestellt. Vier niedliche Sommerlätzchen waren es, die ihr Dasein vorderhand mit Trinken und Schlafen zubrachten, unermüdlich betreut, belebt und behütet von der Mutter. Drei der Jungen konnten die Abstammung von der grau-weißen Alten nicht verleugnen. Das

vierte, ein drolliges Ratterkerlchen, war weiß mit schwarzen Fleckenzeichnungen. Zwei Grau-weiße wurden zwecks Familienreduktion schmerzlos und rasch vom Leben zum Tode befördert. Ein drittes verehrten wir einer bekannten, faulenliebenden Familie, als es schon herumsprang, sich mit seinem Nestbruder zankte und sich an das Milchfresser gewöhnt hatte. So blieb uns der kleine Rater, ein allerliebster Kerl, den wir „Maudi“ taufsten. Es war ein gutmütiges, rührend-anhängliches Tierchen, das nichts mit der Rauflustigkeit der männlichen Räzen gemein hatte, jedoch hin und wieder seine Beweglichkeit und Lebhaftigkeit lund gab. Maudi wuchs. Sein Pelz wurde dicht, sein Schwanz breit und zottig, sein Kopf rund und kräftig. Immer mit seiner Mutter zusammen, wurde er gleich vertraut wie diese. Eine wahre Sehnsucht nach unserer Anwesenheit schien ihn zu überkommen, wenn wir ausgingen. Jedesmal, wenn wir wieder heimkehrten, saß Maudi am Weg, manchmal weit vom Haus entfernt, und dann legte er sich zufrieden und schmuzelnd auf den Rücken, wo er auch sein mochte, und ließ sich von mir oder meinen Angehörigen behaglich-schnurrend den Pelz kraulen und streicheln. Ofters sogar, nachts spät, kam es vor, daß Maudi mich auf dem Heimweg, auf einem Gartenpfosten lauernd, erwartete, dann mit einem Freudenprung vor meine Füße setzte und nicht ruhte, bis ihm die gewohnte Lieblosung zuteil geworden war. Doch, wie im Menschenleben Eifersucht und Gehässigkeit, Zorn und Rauflust ihre verhängnisvolle Rolle spielen, so begibt es sich auch im Räzendesein. Ein pechschwarzer Rater, der unserer Mutterkäze beharrlich nachstrich, muß in Maudi einen unliebsamen Nebenbuhler vermutet haben, kurz, es kam zu einem bösen, nächtlichen Rauftausch im Garten, der uns jäh aus dem Schlafe schreckte.

Des andern Morgens, als ich im Keller wie gewohnt nach Möri und Maudi sah, hockte der leitere, jämmerlich wimmernd, in einer Ecke. Ich hob ihn auf und bemerkte, daß er das eine Auge nicht mehr öffnen konnte. Verschwollen und blutig, nur noch eine uns förmliche Masse, lag das Auge in seiner Höhle. Ein Sieb des „Schwarzen“ mußte ihm arg zugesezt haben. Meine Frau wußt ihm die Mundw aus, in der Hoffnung, daß die gesunde und zähe Natur Maudis und auch dessen Geduld und Stillehalten bei der Behandlung, eine rasche Heilung befördere. Aber es ging von Tag zu Tag schlimmer. Maudi verlor die Freiheit, hockte unruhig umher, blieb im Keller und schien als beste Lieblosung nur noch das Auswaschen des Auges zu verspüren. Das Fieber packte ihn, es war zum Erbarmen, das Tier wimmern zu hören. So beschlossen wir, Maudi durch den Tierarzt des Dorfes töten zu lassen.

Als hätte Maudi seinen letzten Gang gehabt, sträubte er sich, als wir ihn in einen Tragkorb stedten und ihm ein Tuch überzogen. Der Tierarzt untersuchte ihn nochmals und stellte dann eine unheilbare Vereiterung des Auges fest. Ein Schuß sei das Beste.... Im Garten drunter setzte er Maudi die Pistole an die Schläfe. Ein Knall, ein Zucken des getroffenen Tieres, ein Strecken, ein Blutsidern aus dem Korb, vorbei.

Er tat uns in der Seele leid, unser Maudi, und ich hätte es auch nicht über mich gebracht, ihn einfach wegzuwerfen, einen erledigten Kadaver.

So trug ich ihn in den nahen Wald und grub ihm dort sein Grab, ja, ich zimmerte ihm mit dem Taschenmesser ein rohes Holzkreuzchen und bezeichnete die Stelle mit ein paar grünen Tannenzweigen. Mein Begleiter war ein mir bekannten Gärtnergeselle, der leiste Gruß ein Sonnenstrahl des versinkenden Tages in das Baumdunkel. Manchem, der dieses Geschichtchen liest, wird das „Begräbnis“ vielleicht kindisch vorkommen. Ich schäme mich dessen nicht. Wie ist mir solch rührende Unabhängigkeit eines Tieres begegnet, wie bei Maudi. Viele Menschen könnten von ihm